

Das Leben eines Landarbeiters

Franz Rehbein

Das Leben eines Landarbeiters

Franz Rehbein

herausgegeben und eingeleitet von

Paul Göhre im Jahre 1911

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-88372-125-5

Erschienen im Verlag Klaus-D. Becker, Potsdam

© 2015 by Verlag Klaus-D. Becker, Potsdam

Das Buch erschien im Jahre 1911 bei Eugen Diederichs in Jena

Schrift: Bookman Old Style

Titelbild: Leon Augustin Lhermitte »La Paye des moissonneur«, 1882

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrages, der Funk- und Fernsehsendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

Inhalt

Vorwort	1
Aus meinen Kinderjahren	12
Ein Stück hinterpommerscher Gutswirtschaft	29
Im Sachsengängerzuge	52
Als Hütejunge beim holsteinischen Kleinbauern	60
Als Dienstjunge in der holsteinischen »Grafenecke« ..	76
Als Dienstknecht in Dithmarschen	104
Drei Jahre Kavallerist	132
Großknecht	163
Im Tagelöhnerjoch	186
Schluss	220

Als Dienstjunge in der holsteinischen »Grafenecke«

Noch am selben Vormittag fuhr ich auf dem Handlungswagen des Vermieters meiner neuen Dienststelle zu. Es passte sich gerade so, dass der Vermieter an diesem Tage eine seiner Touren nach Segeberg machte, und da er unterwegs noch in dem Dorfe L. vorfuhr, so bot er mir bis dahin einen Platz auf seinem Wagen an, den ich natürlich mit Dank annahm. Von dem Dorfe aus erreichte ich dann das Gut Bunsloh nach einem Fußmarsch von gut anderthalb Stunden. Hierher hatte ich mich also als »Lüttjung« vermietet für einen Jahreslohn von 25 Talern. Nach meinen Begriffen war dies ein hoher Lohn, denn auf unseren heimischen Gütern in Hinterpommern verdiente damals ein vollwertiger Knecht kaum mehr; Hilfsknechte oder Anlieger aber brachten es noch gar nicht einmal so hoch, ja die jüngeren von ihnen bekamen zum Teil an Barlohn nicht viel mehr, als ich im verflossenen Halbjahr als Kuhhirte erhalten hatte.

Bunsloh gehörte zu den Gütern der gräflich R.schen Familie, die sowohl im östlichen Holstein, wie auch in Lauenburg und Mecklenburg ausgedehnte Besitzungen hatte. Ich war damit in die sogenannte Grafenecke von Holstein hineingeraten, in jene Gegend, die sich von Stormarn über Oldesloe, Segeberg, Ploen durch Wagrien nach dem Schleswigschen hinzieht. In diesen Distrikten überwiegt der Großgrundbesitz fast in ähnlicher Weise, wie in meiner hinterpommerschen Heimat, nur dass er sich hier in den Namen von Ahlefeld, von Rantzau, von Reventlow, von der Schulenburg, von Schimmelmann, von Bülow u.s.w. verkörpert.

Eine hübsche Allee alter breitästiger Linden, hin und wieder mit mächtigen knorrigen Eichen durchsetzt, führte vom Hauptwege seitwärts nach dem Gutshofe. Ich ging nach einem der Ställe, von wo mich der anwesende Ober-schweizer nach der Gesindestube wies.

Er wunderte sich darüber, dass ich schon am 1. November, dem allgemeinen Abgangstage des Gesindes »zuing«, und dazu noch bei einem so weiten Wege. Der Zugangstag war für gewöhnlich erst der 2. November abends; da ich jedoch keinerlei Anhalt hatte, so war ich froh, gleich wieder unter Dach und Fach zu kommen.

Bis zum nahen Feierabend wanderte ich nun in den Ställen und Scheunen umher und orientierte mich ein wenig auf dem Hofe. Am nächsten Morgen begann mein Dienst.

Zwei Jahre war ich auf Bunsloh. Zwei Jahre, die mir in der Erinnerung deswegen so interessant dünken, weil sich in ihnen einfach nichts, aber auch rein gar nichts zutrug, was ein gewöhnliches Menschenkind als außerordentliches Geschehnis auffassen könnte. Ich lebte dahin, lebte und arbeitete. Oder besser gesagt: ich vegetierte, wie auch die anderen Gutsarbeiter dahinvegetierten. Wir arbeiteten, wir aßen, wir schliefen und – arbeiteten wieder, ganz so wie

die Ackerpferde: hüh, hott und prrr. In stiller Abgeschiedenheit, fern von Dorf und Stadt, verging hier ein Tag nach dem anderen in ewiger gleichförmiger Treitmühlenarbeit. Fröhlich morgens um vier Uhr begann die Fron, und endete im Winter um sechs, im Sommer je nach Anordnung um sieben, acht oder neun Uhr abends. So ging es tagaus, tagein – in gleichmütiger Stumpfsinnigkeit, ohne geistige Anregung, ohne jede andere Abwechslung als die, welche die Arbeit mit sich brachte.

Dabei kann ich nicht einmal sagen, dass ich es hier besonders schlecht gehabt hätte, wenigstens nicht in den ersten fünfviertel Jahren, während deren der alte Inspektor noch lebte. Eine Behandlung, wie sie auf pommerschen Gütern üblich war und wie ich sie selbst dort auf Friederikenhof kennen gelernt hatte, mit dem schroffen Kommandoton, der sklavischen Gutsdisziplin oder gar mit Prügeln, das gab es hier nicht. Der Gutsverwalter war ein alter jovialer Herr, der seine Anordnungen stets in ruhiger Gelassenheit traf und schroffe oder verletzende Worte fast gar nicht gebrauchte. Auch übermäßige Arbeitsleistungen wurden von uns nicht verlangt, es sei denn in der Erntezeit, wo es mit Recht auf einige Schweißstropfen mehr nicht ankommen darf. Ebenfalls erhielten wir eine auskömmliche Kost.

Dennoch blieben die jungen Leute, Knechte und Deerns, hier in der Regel nicht länger, wie ein Jahr. Es war ihnen allen hier zu abgelegen, zu langweilig, zu tot. »In disse Bucht versuert 'n jo bi lebennigen Liw«, sagte ein Knecht, der sich auch ausnahmsweise für ein zweites Jahr auf Bunslöh vermietet hatte. Dagegen waren die meisten verheirateten Tagelöhner wie auch der ebenfalls verheiratete Großknecht mitsamt dem Oberschweizer und den Gutshandwerkern schon seit längeren Jahren hierselbst in Dienst. Sie hatten sich an die triste Einsamkeit völlig gewöhnt. Ihnen genügte das bisschen Umgang mit ihren Mitarbeitern. Ob es außerhalb des Gutes noch Menschen gab und was diese trieben, das wussten sie kaum, war ihnen auch herzlich gleichgültig. Sie lebten in einer Welt für sich, bedürfnislos, wortkarg, apathisch. Sechs Tage in der Woche arbeiteten sie für das Gut, wenn 's befohlen wurde, auch sieben, mehr konnte ja niemand von ihnen verlangen. Im übrigen ließen sie den lieben Gott einen guten Mann sein und kümmerten sich »um keine Rüben«. Für alles andere sorgte der Verwalter.

Sprach man mit ihnen und fragte sie etwas, so bekam man nach fünf Fragen regelmäßig eine halbe Antwort, und die auch erst nach längerem Besinnen und Überlegen, gewöhnlich nur in einem weitläufig gedehnten »jooo –« oder »nee« In ihnen hatte sich, unter dem Einfluss der monotonen Großgutwirtschaft, ein Typus ausgesprochen menschlicher »Kaltblüter« entwickelt, der in Haltung, Gang und Wesen eine wahrhaft verzweifelte Ähnlichkeit mit dem starkknochig-kaltschlägiger Ackerpferde auswies, die dort auch gezüchtet wurden.

Oberflächliche Beobachter, die sich auf ihre psychologische Beurteilung von Volkseigentümlichkeiten häufig etwas zugute tun, lassen sich durch diese »Kaltblütigkeit« immer sehr imponieren.

Eine dösige Maulfaulheit scheint ihnen als rühmenswerter Lakonismus, in hölzerner Unbeholfenheit erblicken sie den Ausfluss ruhigen Selbstvertrauens, und die gutmütige Beschränktheit schreiben sie als »nordisches Phlegma«, den abkühlenden nervenstärkenden Einwirkungen der »Waterkant« aufs Konto. Nun sollen zwar die klimatischen Einflüsse auf das Volksnaturell durchaus nicht von mir in Abrede gestellt werden, wer aber die Dinge aus eigener Erfahrung heraus kennen gelernt hat, der schiebt nicht alles aufs Klima. Er findet bald einen ganz gewaltigen Unterschied in dem »nordischen Phlegma« der besitzenden und der nichtbesitzenden Klassen. Bei letzteren, besonders bei den kontraktlich verpflichteten Gutsarbeitern der »Grafenecke« handelte es sich in dieser Beziehung in der Hauptsache um nichts anderes, als um die natürlichen Folgen einer unablässigen schweren Arbeit und überlangen Arbeitszeit, verbunden mit der abstumpfenden Einförmigkeit des Gutsdienstes. Geistige Anregung, die den Menschen auf ein höheres intellektuelles Niveau hebt, fehlte in der Grafenecke völlig. Habe ich doch während des ganzen ersten Jahres meiner Diensttätigkeit auf Bunsloh nur ein einziges Mal ein Zeitungsblatt in die Hand bekommen, und das hatte der Inspektor auch nur zufällig aus seiner Rocktasche verloren! Von den Tagelöhnern hielt niemand eine, höchstens dass von der Gutsverwaltung ab und zu der evangelische »Sonntagsbote« verteilt wurde, über den sich der Inspektor aber selbst lustig machte und der wegen seiner widerlichen Frömmerei meistens ungelesen liegen blieb. Die immerwährende grobe Knochenarbeit und der gänzliche Mangel an erfrischender geistiger Kost machen eben den Menschen seelisch und körperlich vor der Zeit stumpf und steif. So wird er seiner Menschenwürde nach und nach fast völlig entkleidet und schließlich nur noch zu einer Art Arbeitstier herab kultiviert. In seiner Abgeschiedenheit ist er froh, wenn er unter einer halbwegs humanen Herrschaft sein dürftiges und bescheidenes bisschen Dasein fristen kann, ohne mehr den Wechselfällen und Zufälligkeiten, mit denen »freie« Arbeiter nur zu häufig zu rechnen haben, preisgegeben zu sein. Er fühlt selbst sich mit der Zeit geradezu nur noch als menschliches Gutsinventar, dem die Außenwelt fremd und gleichgültig geworden ist. Der Begriff höheres Menschentum verkörpert sich ihm eben lediglich in seiner – »Herrschaft«.

Bunsloh war ein sogenanntes Feldgut von beträchtlicher Ausdehnung, mit einem Vorwerk. Es hatte nur etwa 60 Morgen Waldbestand, alles übrige war Acker- und Wiesenland mit einer kleinen Moorniederung, die an das Holz angrenzte. Brennerei und Ziegelei fehlten. Kartoffeln wurden nur wenig gebaut; desto bedeutender war der Getreidebau und die Milchwirtschaft, verbunden mit einer beträchtlichen Rindvieh- und Schweinemast.

40 Gespanne Pferde, darunter 22 Mutterstuten, hierzu 160 Milchkühe nebst Jungvieh und der entsprechenden Anzahl zwei- und dreijähriger Ochsen, sowie etwa 200 Schweine bildeten den regelmäßigen Viehbestand. Die Milch wurde in der nach dänischem Muster eingerichteten Gutsmeierei verarbeitet; von der gewonnenen Butter kam der größte Teil nach Hamburg.

Stattliche Reihen von Ochsen oder Fehrkühen, die, soweit sie nicht eigener Zucht entstammten, im Herbst als Magervieh angekauft waren, standen zur Mast aufgestellt; sie wurden später je nach Schlachtreife auf den Fettviehmärkten in Hamburg, Berlin oder Köln durch Makler oder auf genossenschaftlichem Wege verkauft; ebenso die fetten Schweine.

Ställe und Wirtschaftsgebäude waren teils alt und mit Stroh gedeckt, teils neu mit fester Bedachung. Einen besonders vorteilhaften Eindruck machten die Schweineställe. Sie waren erst vor wenigen Jahren nach den Anforderungen rationeller Zucht und Mästerei ausgeführt worden, nachdem ein Brand eines der alten, isoliert gelegenen Stallgebäude, zerstört hatte. Die praktische Einrichtung der neuen Ställe ermöglichte nicht nur deren stetige Sauberhaltung, sondern auch eine außerordentlich schnelle Fütterung der Tiere.

In dieser Beziehung stand es mit den Rindviehställen weniger gut. Nur ein Teil von ihnen war mit Selbsttränkeapparaten versehen; den Kühen und dem Jungvieh musste während des Winters das Wasser noch vorgepumpt oder gar in Eimern vorgetragen werden; im Sommer wurden die Tiere in zwei Herden frei geweidet. Die Einrichtung der Pferdeställe entsprach denen beim Militär.

Abseits gelegen stand dann noch ein ziemlich verwahrloster Schafstall für eine verhältnismäßig kleine Herde von etwa 400 Stück. Selbstverständlich wurden auch die verschiedenartigsten landwirtschaftlichen Maschinen verwendet, wenn sie auch nicht alle gerade von modernster Konstruktion waren. Was den Betrieb im ganzen betrifft, konnte man ihn zwar nicht in allen Teilen als einen ganz modern-neuzeitlichen bezeichnen, dennoch machte er einen ungleich günstigeren Eindruck, wie das von mir bereits erwähnte von Dame-rowsche Gut in Hinterpommern. Nur das Herrenhaus hielt einen Vergleich mit dem pommerschen Adelssitz nicht aus. Das rührte wohl daher, dass die Herrschaft nur ganz ausnahmsweise und vorübergehend während des Sommers oder während der Jagdzeit im Herbst Aufenthalt in Bunsloh nahm; die übrige Zeit wohnte sie in irgend welchen Residenzstädten oder auf einem ihrer landschaftlich schöner gelegenen Güter. »Unseren« Herrn Grafen habe ich in den zwei Jahren, die ich auf Bunsloh diente, nur dreimal zu sehen bekommen.

An Gesinde wurden vierzehn Knechte und Jungen, sowie sechs Mägde beschäftigt. Die Tagelöhnerfrauen mussten zum Teil auch Mägdearbeiten verrichten, da »Deerns« in der eigentlich erforderlichen Zahl nur schwer nach dem Gut hinzubekommen waren. »Bullenwinkel« sei ihnen zu abgelegt, sagten sie. Unsere sechs Deerns hatte der Verwalter nur durch das Zugeständnis

Paul Göhre

Paul Göhre (* 18. April 1864 in Wurzen; † 6. Juni 1928 in Buchholz, Herzogtum Lauenburg) war ein evangelischer Theologe und Politiker, der als einer der ersten von der evangelischen Kirche sozialpolitische Mitverantwortung einforderte, den kirchlichen Dienst quittieren musste und Sozialdemokrat wurde. Göhre war außerdem Herausgeber von Arbeiterbiographien.

Göhre stammte aus einfachsten Verhältnissen, konnte aber auf Grund eines Stipendiums die Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meißen besuchen. Er studierte Theologie und Nationalökonomie an den Universitäten Leipzig und Berlin. Um den Arbeitern den christlichen Glauben zu verkündigen, arbeitete er für ein Vierteljahr in der Fabrik, musste jedoch feststellen, »dass die Arbeiterschaft in einer psychologischen Situation war, die es verhinderte, ihnen zuerst religiös zu kommen. Die elementarste Erfahrung, die ich machte, war, dass man zunächst ihre soziale Lage gründlich heben müsse, ehe man sie wieder religiös packen könnte.« Er publizierte seine Erfahrungen 1891 in der Studie, »Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche«, die als Angriff auf die weitgehend bürgerlich beherrschte evangelische Kirche aufgenommen wurde und eine erbitterte öffentliche Debatte über sein Vorgehen auslöste, in der er durch Friedrich Naumann und Max Weber aber auch Unterstützung erhielt. Als er sich in Frankfurt (Oder), wo er 1894 eine Pfarrstelle übernommen hatte, sozial zu stark engagierte, wurde er von der Kirchenleitung beurlaubt. 1896 gründete er zusammen mit Naumann den Nationalsozialen Verein, und trat im Jahr 1900 der Sozialdemokratischen Partei bei.

Göhre war Mitglied des Konsumvereins Leipzig-Plagwitz, über dessen erste Zeit er auch aus eigener Erfahrung ausführlich in seinem Buch »Die deutschen Arbeiter-Konsumvereine« 1910 berichtete. Göhre betätigte sich intensiv als Herausgeber von Arbeiterbiographien im Verlag Eugen Diederichs. Aus dem Nachlass gab er 1911 die Autobiographie »Das Leben eines Landarbeiters« von Franz REHBEIN heraus.

Als er zwischen alle Stühle zu geraten drohte – die Sozialdemokraten wollten sich nicht christlich missionieren lassen, die Kirche hatte Angst vor »Sozialdemokratisierung« – brach Göhre 1906 vollständig mit der Kirche, die ihn tief enttäuscht hatte. Ein erstes Mandat für den Wahlkreis Mittweida gab er zurück, von 1910 bis 1918 vertrat er jedoch den Wahlkreis Zschopau-Marienberg für die SPD im Reichstag. Im Ersten Weltkrieg trat Göhre freiwillig in die Armee ein und war ab 1915 an der Ostfront. Nach Kriegsende wurde er 1918 zum Unterstaatssekretär im preußischen Kriegsministerium, 1919 zum Staatssekretär im preußischen Staatsministerium berufen. 1923 trat er aus gesundheitlichen Gründen von allen Ämtern zurück.

Werke (Auswahl)

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Eine praktische Studie, Grunow, Leipzig 1891

Die evangelisch-soziale Bewegung. Ihre Geschichte und ihre Ziele, Grunow Leipzig 1896

Wie ein Pfarrer Sozialdemokrat wurde. Eine Rede von Paul Göhre, Pfarrer a.D., Berlin 1900

Vom Socialismus zum Liberalismus. Wandlungen der Nationalsocialen, Berlin 1902

Kirche im 19. Jahrhundert (Am Anfang des Jahrhunderts. Heft 5), Berlin 1902

Die agrarische Gefahr. Eine Darstellung ihrer Entstehung, ihrer Macht und letzten Ziele, Berlin 1902

Heimarbeit im Erzgebirge und ihre Wirkungen, Chemnitz 1906

Die deutschen Arbeiter-Konsumvereine, Buchhandlung Vorwärts, Berlin 1910

Front und Heimat. Religiöses, Politisches, Sexuelles aus dem Schützengraben, Diederichs, Jena 1917

Der unbekannte Gott. Versuch einer Religion des modernen Menschen, Grunow, Leipzig 1919

als Herausgeber:

CARL FISCHER: Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters, Leipzig (Diederichs) 1903 und 1904

WILLIAM BROMME: Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters, Leipzig 1905

WENZEL HOLEK: Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters, Leipzig 1909

FRANZ REHBEIN: Das Leben eines Landarbeiters, Leipzig 1911

Franz Rehbein

Franz August Ferdinand Rehbein (* 5. März 1867 in Neustettin; † 14. März 1909 in Berlin) war ein deutscher Arbeiterschriftsteller und Redakteur der sozialdemokratischen Zeitung Vorwärts. Rehbein verfasste vor dem Ersten Weltkrieg die Sozialreportage Das Leben eines Landarbeiters.

Franz Rehbein – Sohn einer Wäscherin und eines selbständig arbeitenden Schneiders – wuchs in Hinterpommern auf. Der Vater starb an Tuberkulose, als Franz noch ein Kind war. Als Junge war er durch die Not der Familie gezwungen, im Dienst von Gutsherren auf dem Felde zu arbeiten. 1881 kam Rehbein als Sachsendänger (Saisonarbeiter) nach Schleswig-Holstein[1] und verdingte sich für eine Zuckerfabrik. Er lief seinem Vermittler aber in Hamburg weg und wurde Knecht auf einem ostholsteinischen Gut in der Grafenecke.

Rehbein diente bei der Kavallerie in der Festung Metz. Hier erlebte er 1888 das Dreikaiserjahr. In seiner Autobiographie beschreibt er den menschenunwürdigen Drill in der Armee. Anschließend arbeitete er als Knecht und Großknecht auf Bauernhöfen in Dithmarschen, heiratete und wurde Tagelöhner an der Dreschmaschine.

Rehbein wurde Sozialdemokrat. 1895 erlitt er an einer Dreschmaschine einen schweren Unfall, der eine Amputation des rechten Arms zur Folge hatte. Damit endete seine landwirtschaftliche Arbeit. Er zog nach Kiel, wo er zusammen mit seiner Ehefrau die Schleswig-Holsteinische Volkszeitung austrug und bald darauf zu ihrem Redakteur in Elmshorn wurde. Er betätigte sich als Parteiagitator, hatte aber wegen seiner Ablehnung des Revisionismus einen schweren Stand. Er ging nach Berlin und wurde dort Mitarbeiter des Vorwärts. 1907 übernahm Rehbein eine Tätigkeit bei der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands.

Die Frage, ob Rehbein seine Autobiografie »Das Leben eines Landarbeiters« auf Anregung des Theologen, Sozialreformers und Politikers Paul GÖHRE schrieb oder ihm nur das fertiggestellte Manuskript übersandte, ist nicht geklärt. Aus dem Nachlass brachten seine Witwe Dora Rehbein und Paul Göhre die Autobiografie im Jahr 1911 im Verlag Eugen DIEDERICHS heraus

Quelle: Wikipedia